Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 83 (1989)

Heft: 7-8

Artikel: Auf den Spuren von Konrad Farner : ein marxistischer Kämpfer von aufreizender Gemütlichkeit ; Im Dialog mit den Christen ; Gelassenheit als revolutionäre Geduld ; Ein neuer Zugang zur Bibel und zur Geschichte der Kirche ; Leben, um zu lieben ; Befreiend...

Autor: Giovannelli-Blocher, Judith

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143483

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Judith Giovannelli-Blocher

Auf den Spuren von Konrad Farner

Ein marxistischer Kämpfer von aufreizender Gemütlichkeit

Genau wie manche Studenten, die Konrad Farner aufsuchten, hatte ich ihn mir vorgestellt: als asketischen Gelehrten, der sich in womöglich ungeheiztem Dachstübchen hinter Büchern vergrub. Wer dieses Bild von ihm hatte, dem erschien der Mann in Wirklichkeit von geradezu aufreizender, behäbig-bürgerlicher Gemütlichkeit. Er rauchte gerne eine Zigarre und liess sich Zeit. An ihm war nichts Eigenbrötlerisches und Hastiges. Als Fussgänger bewegte er sich mit kleinen Schritten, die Zärtlichkeiten der sinnlichen Welt um ihn herum einatmend, durch die Kunststädte Europas. Wenn er nicht öffentlich auftrat, war er leise und von gemächlichen Bewegungen. Im intimen Kreis schwieg er gerne. Das Feuer kam über ihn, wenn er in die Debatte, den Diskurs, den Dialog einstieg. Er suchte zeitlebens die Begegnung und die Auseinandersetzung mit andern Menschen. Dafür wünschte er sich ebenbürtige Partner, es lag ihm nicht daran, über andere zu siegen.

Im Dialog mit den Christen

Im Disput zwischen *Christen und Marxisten* lieh er oft die eigene rhetorische Brillanz, das eigene fundierte theologische Wissen seinem geistlichen Gesprächspartner, brachte mit stützenden Argumenten den *Standpunkt des Gegners* zur Geltung, um dann freilich wuchtig und ohne Abstriche die marxistische Position daneben zu setzen. «Der liebe Gott hätte besseres Bodenpersonal verdient», klagte er manchmal scherzend, wenn er unglücklich war über wenig profiliertes theologisches Reden. Viele trauten dem Interesse nicht, welches der lange Zeit moskaufreundliche Marxist den Christen entgegenbrachte, besonders, wenn er so freundlich mit ihnen umging und so eloquent auftrat. «Haben Sie sich vielleicht geändert», fragte verwirrt ein Zuhörer an einem kirchlichen Anlass anfangs der siebziger Jahre, «oder ist es vielleicht falsch, was Redaktor Bieri von der NZZ über Sie schrieb?» Darauf Farner: «Ich habe mich in meiner Grundhaltung nie geändert, Bieri aber war einst Theologe, später wurde er Redaktor der NZZ, heute ist er Bankier.»

Solche Schlagfertigkeiten verwirrten die Zuhörer, sie wussten nicht mehr, was schwarz und was weiss war. Solcherart Verwirrung zu stiften, machte Farner Vergnügen. Um klar zu kommen, hätten seine Herausforderer selbständig denken müssen. Anstösse dazu gab Farner ihnen. Mehr wollte er nicht. Er war weder Belehrer von andern noch Verteidiger seiner selbst. Gegen Bieri, der mit seinen Attacken in der NZZ 1956 massgeblich zum *Thalwiler Pogrom* beigetragen hatte (indem er auch Farners genaue Adresse in die Zeitung setzte), war er im übrigen nicht aggressiv. In einem Brief an einen Freund kurz nach den Thalwiler Ereignissen schrieb er: «Siehst Du, ich hasse gar nicht, denke nur hie und da: Ist Bieri ein Christ, so muss er an das Jüngste Gericht denken. (...) Der Arme, sehr arme, auf dem Sterbebett! Dazu habe ich nicht einmal Zeit. Nein, ich bedaure ihn sehr. Er wird vielleicht Oberst und Nationalrat werden, aber was ist das schon für das Jüngste Gericht? Ein Nichts, ein völliges Nichts!»[1]

In solchen Aussprüchen Farners schwang nicht der geringste Zynismus mit. Zynismus war Farner fremd. Hingegen nahm er Dinge wie das Jüngste Gericht ernster als viele Christen. In der Kapelle von Hergiswald/LU, die er sehr liebte, zeigte er mir mehrmals einen barocken Seitenaltar, wo auf plastische, fast volkstümliche Weise das Jüngste Gericht dargestellt ist: Die Gräber brechen auf, die Toten steigen heraus, die

Gerechten werden von den Engeln in die Arme genommen, die Verdammten vom Teufel am Strick abgeschleppt. Farner fand das «gross», ohne dass er einem Jenseits-Glauben gehuldigt hätte.

Farner fand zeitlebens das *Christentum* sich *gegenüber*. Vom marxistischen Standpunkt aus las er den Christen die Leviten, zeigte auf, wie sehr sie die Botschaft ihres Glaubens vernachlässigten, wie sehr sie den Mächtigen der Welt hörig und selbst zu Unterdrückern geworden waren. Er rief die Christen auf, «die ‚Realkonkurrenz' des Marxisten beim Aufbau einer neuen Gesellschaft ohne Vorurteil zu prüfen». Andererseits forderte er auch: «Der Marxist ist angehalten, die ‚Idealkonkurrenz' des Christen ohne Ressentiment und Affekte zu würdigen und ihm ohne Vorbehalt Hilfe zu leisten bei der Umwandlung in ebenfalls eine Realkonkurrenz.»[2] Al Imfeld sagte von Farner: «Er rief: Werdet Atheisten, und hoffte, dass bei der Demontage der wahre Gott wieder auftauchen würde.»[3]

Kritiker meinten nach dem Tod von Konrad Farner, er habe durch seinen Dialog mit den Christen als Marxist an Brisanz verloren. Durch seinen Umgang mit den Christen habe er sich auf die Bourgeoisie eingelassen, was für sich selbst spreche. Auch sein späteres Abrücken vom Sowjetkommunismus wurde als Absage an den Marxismus gedeutet. Aus meinen persönlichen Erinnerungen, die allerdings nur die letzten vier Lebensjahre von Farner umfassen, ist mir von irgendeiner Absage an den Marxismus nichts bewusst. Farners Dialog mit den Christen fand zeit seines Lebens statt und begann schon 1941 mit der Dissertation «Christentum und Eigentum bis Thomas von Aquin». Aber dieser Dialog konnte erst in den siebziger Jahren in breiterem Masse öffentlich geführt werden, als im Nachklang der 68er Bewegung vorübergehend ein politisch offeneres Klima herrschte.

Gelassenheit als revolutionäre Geduld

Farner war lange Jahre ein *Verehrer Stalins* und schrieb 1949 eine begeisterte Rede zu seinem siebzigsten Geburtstag. Später meinte er, die geschichtlichen Tatsachen zeigten ihm, dass er sich getäuscht hätte, und er distanzierte sich. (Ich hatte immer den Eindruck, dass er sich diesen Irrtum erstaunlicherweise nicht vorwarf.) Persönlich kann ich die Stalin-Begeisterung Farners bis heute nicht fassen.

Den Einmarsch der Sowjetarmee in *Ungarn 1956* bezeichnete Farner stets als grossen Fehler. Dieser Fehler aber war ihm kein Anlass, dem Kommunismus abzuschwören. Seine Standhaftigkeit 1956, wo im Westen sich die Wellen des Antikommunismus überschlugen, führten zum Thalwiler Pogrom, der Vertreibung Farners und seiner Familie aus seinem Haus. «Damals fehlte uns nur noch der gelbe Judenstern», sagte er. Seine Kampfkraft blieb aber ungebrochen. Einige Jahre später trat er aus der PdA aus, «nach links», wie er sagte. «Das die Situation: ich werde also vom Bürgertum, von der PdA und von der SP beschossen. Aber zum Sprichwort: Viele Hunde sind des Hasen Tod, ist zu bemerken, dass sich Konrad Farner nicht als Hase betrachtet.»[4]

Die Vielfalt der von ihm aufgenommenen geistigen Strömungen führten nicht dazu, dass er seine Position relativierte, sondern sie verdichteten im Gegenteil das Wesentliche seiner Aussage. Zu seiner Disziplin gehörte es, sich immer wieder mit den *Quellen* auseinanderzusetzen, auch und vor allem in Zeiten der Gefahr. Während der Pöbel in den bedrohten Thalwiler Nächten sein Haus umstellte und seine Kinder weckte, sass er am Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an den damaligen Chefredaktor der NZZ, Willy Bretscher, worin er sich mit der Definition des Bösen im Marxismus und im Christentum grundsätzlich auseinandersetzte.

Dazu fällt mir eine persönliche Erinnerung ein: Als ich einmal in einer ausweglosen beruflichen Situation resignieren wollte, legte er zornig zwei Bände einer Grossausgabe der Bibel auf meinen Tisch, die er eigenhändig durchs Schneegestöber getragen hatte. (Grossausgabe, damit sie nicht übersehen werde!) «Ich kann nicht verstehen, warum Christen oft so feige sind, sind sie doch den Marxisten gegenüber im Vorteil, sie haben die Transzendenz», bemerkte er in einem Brief.[5]

Die gute Kenntnis der Quellen und die Schau über die Geschichte der Menschen schenkten ihm Gelassenheit. Richtig *unduld-*

sam erlebte ich ihn eigentlich nur gegenüber dem, was er «Stupiditäten» nannte, also zum Beispiel gegenüber knatternden Motorradfahrern in stiller Landschaft oder wenn nach seiner Rückkehr aus der Toscana der Taxichauffeur am Zürcher Hauptbahnhof das Radio einschaltete, um Schweizer Blasmusik zu hören.

Was er nicht verzieh, war das Verleugnen und Verdrängen der Wahrheit da, wo man wissen *konnte*. Über andere Standpunkte, Widersprüche und ein Nicht-Wissen da, wo aus dem sozialen Kontext heraus nicht gewusst werden konnte, regte er sich niemals auf, im Gegenteil, dies regte ihn immer an. Immer wieder zitierte er Lenin: «Die grösste Eigenschaft des Revolutionärs ist die Geduld.» Seine Gelassenheit hatte ihren Ursprung auch darin, dass er die positiven Entwicklungen in der Gesellschaft nicht übersah. «Es hat sich in den letzten Jahrzehnten bereits vieles geändert, die Klassenschranken an den Universitäten etwa haben sich deutlich abgebaut», rief er den stürmischen Studenten der 68er Jahre zu. Im Überblick über die Jahrhunderte, aber auch aus Prinzip hätte er die Überzeugung von der «Unausweichlichkeit der Katastrophe», wie sie viele heutige Menschen haben, entschieden nicht geteilt. Den Atem für seinen Kampf schöpfte er auch aus der Wahrnehmung der in der Welt stattgefundenen Verbesserungen. Er lebte deshalb aus der Erfahrung heraus, dass sich die *Möglichkeitsform des Denkens* lohnt.

Ein neuer Zugang zur Bibel und zur Geschichte der Kirche

Ich habe Konrad Farner kennengelernt an einem Seminar mit Studierenden einer Schule für Sozialarbeit zum Thema «Christentum und Marxismus». Um daran teilnehmen zu können, hatte ich mich von einer wichtigen andern Veranstaltung dispensiert. Ich unterrichtete die Studierenden dieses Seminars in Fächern der Sozialarbeit und befürchtete, sie kämen nach der Begegnung total «rot» in die Schule zurück. Ich nahm mir vor, Farner tüchtig die Sache des Christentums entgegenzuhalten. Die Begegnung mit ihm beschämte mich jedoch sehr bald in meinem Vorsatz. Ich erlebte, wie Farner die Bibel mit einem grossen Wissen und einer tiefen Liebe zur Sache ganz neu erzählte, desgleichen die Geschichte der christlichen Kirche.

Was ich hörte, war atemberaubend. Es war, als hätte ich in meinem bisher traditionell christlichen Lebenslauf *nur die eine Hälfte der christlichen Geschichte* mitbekommen und als würde Farner nun das schwarze Tuch über der verborgen gehaltenen anderen Hälfte wegziehen. Was zum Vorschein kam, war von ungeheurer Kraft und liess auch die mir bekannte Hälfte in einem andern Licht erscheinen. Die biblischen Geschichten erstanden neu als Geschichte der Rechtfertigung der Unterdrückten und Schwachen. Neu war vor allem, dass diese vom Rand ins Zentrum rückten und zu den Hoffnungsträgern der Veränderung der Welt wurden. Farners Schilderung der Geschichte der Kirche ergab zwar einerseits das Bild von satten, mit den Herrschern der Welt verschwisterten Kirchenfürsten, Bistümern, Verwaltungen, Pfarrhäusern und ein an diese Macht glaubendes Kirchenvolk. Neu aber wurden für mich sichtbar christliche Gestalten auf der Schattenseite der reichen Kirche, Häretiker wie die Katharer und Mystiker im Mittelalter, zuvor schon die vergessenen Kirchenväter aus den ersten Jahrhunderten mit ihren radikalen Worten zu Gemeineigentum und Privateigentum, dann die revolutionären Erneuerer in den Orden wie Joachim Fiore und Meister Eckhart, nach der Reformation die Männer des sozialen Pietismus wie Zinzendorf, Oetinger und Blumhardt, später Leonhard Ragaz, nach dem Zweiten Weltkrieg die Basisbewegungen in der Dritten Welt und die Theologie der Befreiung.

Über die tiefe Diskrepanz zwischen der *toten Kirche* der Satten und sich mit den Satten Identifizierenden und der *lebendigen Kirche* des gerechten Teilens und der Liebe wird bis heute die christliche Jugend kaum unterrichtet und in Gottesdiensten nicht gepredigt, es sei denn, es riskiere einer die Kanzel.

Nach Farners Vortrag auf dem Morschacherberg gingen er und ich aufeinander zu. Ich forderte Farner auf, den Segen seiner Kritik im anschliessenden Abendmahlsgottesdienst zu feiern. Er fühlte sich geehrt, erschien aber nicht. Ich schockierte wäh-

rend der Eucharistiefeier den Kapuzinerpater, indem ich nach dem Empfang meiner Oblate die Hand ein zweites Mal ausstreckte. Verwirrt und unwissend über den Sinn übergab er mir die für Konrad Farner bestimmte Oblate. Dieser irrte derweil verstört auf dem Morschacher Hügel umher. Unter einem blühenden Kirschbaum, hoch über dem dunklen Urnersee, trafen wir uns und teilten feierlich die Oblate, bewusst, dass es ein Bündnis war, für das wir vorerst keinen Namen hatten. Es hielt an bis zu seinem Tod, ohne dass es zur Gründung einer christlich-marxistischen Partei gekommen wäre, wie es Farner im Gespräch unter dem Kirschbaum utopisch vorgeschwebt hatte.

Leben, um zu lieben

In streng *orthodoxem Pfarrhaus* aufgewachsen, erwartete ich, dass Farner mir die Leviten lese, mit ausgestrecktem Zeigefinger ein alttestamentliches «Tut Busse» zurufe, meinen Lebensstil in privilegiertem Mittelstand geissle. Was ich statt dessen durch ihn gewahr wurde, war meine milieubedingte Unfähigkeit, am Lebensreichtum und an der Lebensliebe überhaupt teilzuhaben. Fast schmerzlich war die Konfrontation mit Farners Fähigkeit der ungeteilten Liebe zur Schöpfung als Ganzem: Aus der *Liebe* nämlich, nicht aus der Angst vor Sünde oder Strafe, kam bei ihm das Engagement zur Veränderung der Welt. In biographischen Angaben kennzeichnete er sich selbst mehrmals als «grossen Liebenden», von diesem Quellpunkt ging er aus, zu dieser Kraft musste er auch immer wieder hinfinden, um seinen Kampf fortsetzen zu können.

Für mich war anfänglich schockierend, wie offen Farner die Welt liebte, den *Materialismus* voll bejahte, sofern er dem Leben, also auch der gerechten Verteilung diente. Farner liebte feines Essen und auserlesene Stoffe. Ein betuchter belgischer Freund schenkte ihm einen handgearbeiteten Seidenanzug. Er trug ihn gerne und so, als ob jeder seiner kurz bemessenen Schritte der Qualität dieser Kleidung und der dahinter stehenden Arbeit Ehre antun wollte. Jeans wären an ihm nicht denkbar gewesen, und er hatte auch keinerlei Bedürfnis, mit einer solchen Montur Askese oder Arbeitersolidarität zur Schau zu tragen.

Zu seinen Lieblingsspeisen gehörte ein aus Kartoffeln und Käse raffiniert geschichteter Ofengratin, den seine Frau lecker zuzubereiten wusste. Er verspeiste ihn langsam und mit Andacht. Wenn er den Namen seines bevorzugten Weines, des Walliser Dôle, aussprach, gingen seine Augenbrauen in die Höhe und seine Augen rundeten sich in einer Art Ehrfurcht. «In protestantischen Pfarrhäusern bekomme ich meistens nur Birchermüesli vorgesetzt», meinte er lächelnd und deswegen waren ihm die Besuche in katholischen Klöstern lieber.

Sein Lebenseinsatz galt einem lebendigen, vielfältigen und gleichberechtigten Leben. Da er für diesen Einsatz lebenslänglich nie grosse materielle Entschädigung erhielt, musste er sich mit einer kleinen Börse abfinden. Er besass einen winzigen Geldbeutel, aus dem er mit den Fingerkuppen seiner kleinen runden Hände «Füffzgi» fischte, für die Bahnfahrt von Thalwil nach Zürich oder die Bedienung des Telephonautomaten für einen raschen Gruss an eine verehrte Frau. Er lebte buchstäblich nach der biblischen Devise der *Lilien auf dem Felde*, wusste öfter nicht, wie er für sich und seine Familie den morgigen Tag bestreiten sollte. Fünfzig Franken in einem Couvert, von einem Pfarrer als Trinkgeld für eine Amtshandlung entgegengenommen und an ihn weitergegeben, konnten für ihn Rettung aus akuter Not bedeuten. Bücher, für ihn ein Lebensgrundbedarf, kaufte er meist antiquarisch ein oder erwarb sie sich, indem er Rezensionen dafür schrieb. Trotzdem war in seiner Lebenshaltung nicht die geringste Kostverachtung. Wurde er von vermöglichen Freunden ins Theater eingeladen, genoss er seinen Sitz in der Loge genauso wie die von Gesinnungsfreunden offerierten Ferien in einer Villa in der Toscana.

Der *Schönheit* lief er hinterher. Als Kunstliebhaber und Kunstsachverständiger ersten Ranges sog er die Schönheiten von Siena oder Florenz fast süchtig in sich auf. Aber nicht nur gemalte Schönheit. Einer Frau, die sich mit gazellenhaftem Gang durch die Gassen von San Gimignano bewegte und einen langen Zopf in ihrem Rücken schaukeln liess, folgte er betäub-

ten Sinnes, alles um sich her vergessend. «Liebe ist die Vereinigung von Eros und Agape», sagte er. Ganz einfach.

Da hatten wir Christen es doch weitgehend anders gelernt. Da ging es oft um ein Entweder-Oder, mindestens um ein kompliziertes Über- und Unterordnen der beiden Begriffe: *Eros* als gefährlich und doch eher zu vermeiden, *Agape* als auf jeden Fall Gott wohlgefällig, zu allen Verzichten bereit. Und in diesem Verzicht dann, nicht mehr durchblutet von Eros, die Bereitschaft zur Annahme von «Liebesdiktaten» von oben nach unten, die Hingabe, verkommen zum Gehorsam gegenüber kirchlichen Forderungen der Unterwerfung (die vor allem Frauen galt und gilt). Auch das Verhältnis zum Materiellen war doppelbödig geprägt von vorwiegend gesellschaftlich etablierten Mitgliedern einer Kirchgemeinde: auf der einen Seite gepolsterte Sicherheiten, heimliche Abstützung auf Banksafe und Grundbesitz, auf der andern Seite ein lustverpönter Lebensstil voll kärglicher Knauserei und von der Kanzel herunter die Absage an jeden Luxus und an erotische Lebensfreuden.

Befreiende Kritik

Konrad Farners Liebe zu den Menschen sprengte die üblichen Vorurteilsgrenzen. Er liess sich interessiert mit Menschen vom andern Lager ein, las die Bücher derer, die anders dachten als er und fand sie «masslos interessant». Vor eine seiner Buchveröffentlichungen setzte er den Satz von Karl Barth: «Man versteht nur dann einen Gegner, wenn man immer auch für ihn argumentiert.»[6] Diese Haltung verkörperte er. Er war überzeugt, dass vom aufmerksamen Eingehen auf Andersdenkende immer zu gewinnen sei. Seine Beschäftigung mit *Randständigen* war so, als ginge er davon aus, dass der Rand die Mitte sei. Ich sehe ihn vor mir, wie er die Treppe zu einem Kellerlokal hinabsteigt, die Einladung einer Gruppe junger evangelikaler Christen in der Hand. Das Gesicht des Siebzigjährigen strahlt jugendliche Erwartung aus. «Dass die mich einladen», sagt er gerührt. Da hatte man es in christlicher Umgebung anders gelernt: Strenge Abgrenzung der Rechtgläubigkeit gegenüber Bewegungen, die den Glauben anders auslegten. Karitative Bemühungen um Randständige mit deutlicher Distanzierung von ihnen. Kirche für die Armen anstatt Kirche der Armen. Sozialarbeit unter Aussperrung des Eros. Intellektualisierung der Liebe in helfenden Berufen. Berufliche Haltung, rigide geworden durch intellektuelle Interpretationen von Armutsursachen, verfasst an den Universitäten der herrschenden Klasse.

Auch nach der 68er Bewegung und einer damit verbundenen Politisierung der Sozialarbeit die gleiche Abschottungspraxis, diesmal gegen «rechts»: die Vermeidung jeden Dialogs mit Bürgerlichen, als ob sie stinkten, rigide Ausgrenzung des geschichtlichen Erbes des Bürgertums in Dichtung, Kunst und Religion.

Konrad Farners *Offenheit und Liebesfähigkeit* waren *anstössig*. Sie erweckten in strammen Christen wie Sozialisten und Kommunisten Misstrauen. Seine Kritik war nicht vernichtend, sondern befreiend. Wäre sie vernichtend gewesen, hätte er zumindest «ein Lager» für sich gehabt. Befreiende Kritik aber ist für Menschen und Institutionen, die in Korsetts von Ideologien gehen, ein schmerzhafter Veränderungsprozess, weil Haltverlust droht.

Da Konrad Farner keinen Besitz zu hüten hatte, ging er freier. Er hütete auch seinen geistigen Besitz nicht. Er war sich gewiss, dass «seine Sache» nur reifer, voller werden könne, wenn er sie dem Zweifel unterziehe und sie am Standpunkt des Gegners prüfe, läutere.

Woher nahm Konrad Farner die Kraft zu dieser Offenheit, warum gefährdete sie die Konsequenz seiner Haltung nie?

Gewissheit an der Welt

Wer sich offen Andersdenken stellen kann, ist selbst irgendwo verankert. Farner wurzelte nicht in einer festen Weltanschauung, weder in der marxistischen noch in der christlichen. Viele rätselten zwar, ob er ein heimlicher Christ sei, so der Maler und Freund Max von Moos. Farner erwiderte auf diese Frage immer, dass ihm Gott unbekannt geblieben sei, obwohl er ihm gerne einmal begegnet wäre. Den Marxismus betrachtete er nicht als das Ende der Dinge. An Mao rühmte er, dass dieser

noch zu Lebzeiten vorausgesagt habe, der Maoismus sei in hundert Jahren überlebt.

Konrad Farner hatte seinen festen Grund in seiner Gewissheit an der Welt. Die Welt umfasste für ihn *alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge*, die konkret erfahrbar waren. Auf diese sinnlich duftende, atmende Welt vertraute er trotz allem. Dieses «trotz allem» ist hier nicht leichtfertig gesagt. Sein Geist ging in den Jahrhunderten spazieren. Sein immenses Wissen gerade auch über die dunklen Seiten der Menschheit, ihr immer neues Scheitern, ihren Wahn, machten aus ihm einen Realisten, aber keinen Pessimisten! Auch die harten Anfeindungen in seinem eigenen Leben und die persönlichen Enttäuschungen an vielen seiner Mitstreiter, deren rasche Bereitschaft zur Resignation, die Bestechlichkeit gegenüber geistigen Modeströmungen, Mammon und Machtgewinn liessen ihn die geistige und seelische Armut der Menschen erkennen. Er hatte darüber hinaus die «Desastres de la Guerra» von Goya herausgegeben, wohl eine der erschütterndsten Darstellungen menschlicher Abgründe, Verderbtheit und Not. Und trotzdem blieb er überzeugt, dass die Schöpfung die Möglichkeit des Lebens für alle birgt und der Mensch die Kompetenz hat, dieses Leben zu erhalten. Dabei hielt er sich an die Selbstbescheidung von Georg Büchner, den er oft zitierte: «Das *Leben* selbst muss der Zweck der Entwicklung sein.»

Die Welt, die für Konrad Farner Lebensgewissheit verkörperte, war für ihn reich ausgestattet. Da er ohne ideologische Scheuklappen lebte, konnte er aus reichen Schalen des Lebens schöpfen, in Jahrhunderten zusammengetragen. So liess er sich ohne Scheu Gewissheit geben von Lebenszeugnissen des bürgerlichen Geheimrates *Goethe*, den er sehr oft zitierte und sehr liebte, zum Beispiel in dem Gedicht:

«Zwischen dem Alten
zwischen dem Neuen,
hier uns zu freuen
gönnt uns das Glück.
Und das Vergangene
heisst mit Vertrauen
vorwärts zu schauen
schauen zurück.»

Fast eine Zumutung scheint uns ein solcher Spruch heute, und dass wir so empfinden, ist ein Zeichen der zynischen Vernunft unserer Zeit. Für Konrad Farner, für den das Leiden letztlich nicht zum Weltbild gehörte und der die Leidensideologie der Kirche scharf geisselte, waren diese Worte vertrauensstiftend, auch wenn sie von einem bürgerlichen Menschen stammten.

Vom Umgang mit Schutzengeln

Farner glaubte an die Möglichkeiten des Menschen. Er erzählte oft ein einfaches *Kindheitserlebnis*, das in ihm tiefe Eindrücke hinterlassen hatte. Als Knabe weilte er auf einem Bauernhof in den Ferien. Während die Bauersleute auf dem Feld waren, blieb er allein in der dunklen Küche zurück und verschluckte beim Essen einer Birne eine Wespe. Sie stach ihn in den Hals. Die entstandene Geschwulst brachte ihn in lebensgefährliche Atemnot. Er rettete sich, indem er heisse Schalenkartoffeln hinunterwürgte, die sich in einer Pfanne auf dem Herd befanden. Der später herbeigerufene Arzt konstatierte, dass das Kind sich damit instinktiv das Leben gerettet hatte. War es nun der Schutzengel, der ihm beigestanden war oder das Wunder der menschlichen Vernunft, in Gefahr richtig zu reagieren? Er liess die Frage bewusst offen. Er konnte das auch, denn er hatte sowohl zur Vernunft wie zu den Schutzengeln ein gutes Verhältnis. Beide gehörten zu seinem konkreten Weltvertrauen.

Die Schutzengel taten seinem marxistischen Weltverständnis keinen Abbruch, weil sie Teil seiner konkreten Welterfahrung waren und keine Boten, die über ihn herrschten als Abgesandte einer himmlischen Übermacht. Er war im katholischen Kanton Luzern aufgewachsen, und seine *Mutter* war trotz ihrer Ehe mit einem aufgeklärten Brückenbau-Ingenieur heimlich eine fromme Frau geblieben. Die Schutzengel waren für ihn Teil der konkreten Liebeswelt der Mutter, und er trug sie sein ganzes Leben mit sich herum.

Er reiste eigens mit mir nach München, um mir in der Bürgersaalkirche die *Schutzengelgruppe von Ignaz Günther* zu zeigen. Ein grosser, ausschreitender Engel, zu-

gleich eine erotische Frauengestalt, führt an der Hand einen kleinen Jungen, der mit offenem Mund hilflos zu ihm aufschaut. Der kleine Mensch wird vom grossen Flügel des Engels beschützt. Farner bezeichnete sich ausdrücklich als diesen kleinen Jungen, der von dem Engel, der mit seinem Fuss die Schlange tritt, durchs Leben begleitet wird. Zu dieser Engelsgruppe schrieb er später: «Der Engel ist für mich das Symbolum der Metaphysik, des Guten und Edeln, des Geistigen; er ist vor allem das Prinzip Hoffnung als Votum zur Erziehung des Menschengeschlechts. Der Engel ist das ‚Unmögliche', das Unsichtbare, der Knabe das Mögliche, das Sichtbare.»[7]

Als *Gymnasiast*, zur Zeit, wo er sich im Stil eines Dandys mit Glacéhandschuhen und Stöckchen im Luzerner Kursaal herumtrieb, suchte er oft heimlich die Wallfahrtskirche Hergiswald am Fuss des Pilatus auf. Oberhalb des «Chappeli», wie er im Luzerner Dialekt sagte, hat er auf einer Wegkreuzung die Erscheinung des Engels Gabriel erlebt. Dieser kam von der Kirche her des Wegs, ging an ihm vorüber den Berg hinunter. Farner zeigte mir genau die Stelle auf dem Wegkreuz, wo die Erscheinung stattgefunden hatte. Er erzählte mir dies wie ein alltägliches und doch tief in ihm haftengebliebenes Ereignis. Es stand nicht im Widerspruch zu seinem marxistischen Weltbild. Als Kämpfer für eine bessere Welt war er fähig, neben den sichtbaren Prämissen auch die unsichtbaren einzubeziehen und für sich als Kraftquellen zu nutzen.

Konrad Farner wird falsch verstanden, gerade auch von religiösen Sozialisten, wenn sein Dialog mit Christen lediglich interpretiert wird als Interesse an deren sozialem Engagement. Für Farner waren Mythen, Märchen und Gestalten der Bibel etwas Wichtiges. Als Mensch, der wusste, dass nicht alles erklärbar ist, kannte er die heilsame Notwendigkeit der Bildung von Mythen für jenen Bereich, wo menschliches Wissen an die Grenzen stösst. Diese Gewissheit liess ihn den Kampf für die Welt und mit der Welt besser bestehen als viele christlichen Sozialisten, die sich von der Welt der inneren Bilder und der mythischen Gestalten der Bibel distanzieren. In den meisten christlichen Häusern sind heute die Engel als beschützende Gestalten nicht mehr konkret, man ist sich selbst überlassen auch dort, wo Erkenntnis nicht möglich ist. Hier entstehen *Defizite*, und weil die christlichen Symbole so verarmt sind, werden Schweifzüge in östliche Religionen und Mythen früherer Zeiten unternommen. Aus sozialistischer Sicht wird solches Suchen oft voreilig als Tendenz zur Verinnerlichung abgetan. Farner wäre vermutlich nicht dieser Meinung gewesen.

In seinem interessanten Buch «Der Barfussmessias» schreibt Heinz Rothenbühler: «Der Mythos schliesst Lücken, welche die Wissenschaft noch offen lässt, indem er einen alles umgreifenden, alles durchdringenden und alles verbindenden Zusammenhang supponiert. Der Mythos erklärt Erscheinungen und Erfahrungen in Natur und Gesellschaft, die wissenschaftlich noch nicht begriffen werden können, durch das Eingreifen von Gestalten und das Wirken von Mächten aus jenem Bereiche, der zwar jenseits einer wissenschaftlichen Erkenntnis liegt, aber doch Natur und Geschichte durchdringt... Die herrschende Klasse bedient sich der Mythen, um ihre Macht und ihre Vorrechte zu festigen und in irrationalen Tiefen zu verwurzeln. Aber auch die revolutionären Proteste und Aspirationen nehmen mythische Formen an. Der Mythos ist die Zuflucht der Unterdrückten und dient ihnen als Geheimsprache... Wer alle Mythen ablehnt, läuft Gefahr, den kritischen Umgang mit Mythen so zu verlernen, so mythenblind zu werden, dass er leicht auf falsche Mythen hereinfällt und sie weder als Mythen noch als falsch erkennt, sondern sie für die höchste und letzte Errungenschaft hält. Je mehr sich die Gabe der intuitiven Mythendeutung verliert, desto gefährlicher werden die modernen Zweckmythen, zum Beispiel die Feindbilder: Der Chinese, der Deutsche, der Russe, oder auch der Kapitalist, der Kommunist, der Atheist.»[8]

Konrad Farner war intuitiv und wissend in seiner *Mythen-Welt* verankert. Sie diente ihm als Zuflucht in innerer Verzweiflung und Einsamkeit, aber auch als Orientierung auf dem Weg nach vorn. Sie gehörte mit zu seinem festen Grund, von welchem aus er die Welt ohne Feindbilder betrachten konnte.

Das offene Fragen

Farner hat in Frankfurt Philosophie, in München und Köln Kunstwissenschaft, in Basel Theologie (bei Barth), Germanistik (bei Muschg) und Staatswissenschaft (bei Salin) studiert. Er promovierte als Kunstwissenschaftler und ein zweites Mal als Staatswissenschaftler. Er wusste also sehr viel über viele Bereiche des Lebens. Er hat Bibliotheken gelesen und verweilte bis ins hohe Alter fasziniert vor den Auslagen der Buchantiquariate. Dabei ist ihm aber etwas nicht verlorengegangen: das beinahe kindliche *Staunen*. Er blieb bis ins Alter ein neugieriger Sucher und Entdecker. Das Mittel, mit welchem er sich die Welt immer wieder neu erschloss, war das Fragen. Es war ein Fragen, das nichts vorwegnahm, sondern miteinschloss, dass die Antwort die Welt auf den Kopf stellen könnte – oder dass es gar keine Antwort gäbe. Nicht dass er nicht selbst Antworten gehabt hätte. Der brillante Redner packte im Dialog zu, und mit oft verblüffender Schlagfertigkeit brachte er wuchtig seine Argumente vor. Aber in seinem Gesicht war immer gleichzeitig etwas Horchendes, es war ein Horchen nach innen und aussen, ein Abtasten nach dem dialektischen Widerspruch zu dem eben Vorgebrachten.

Farner konnte fragen, weil er die Antwort nicht scheute und sich selbst in seinem Widerspruch akzeptierte. Es gehörte für ihn zum Menschsein, *Irrtum* zu riskieren. Für ihn war nichts vollendet ausser der Liebe. Die Wissenschaft brauchte er und misstraute ihr zugleich. Er sagte die Vernichtung des Wissenschaftlers durch die eigene Lüge und die eigene Wissenschaft voraus. War er, was er von Büchner sagte, «ein wissender Skeptiker und zugleich eine gläubige Kreatur»? Die gläubige Kreatur verstehe ich in diesem Zusammenhang im Sinne von Farners Lieblingsdichter Johann Peter Hebel, von welchem ein Vers auf dem Grabstein seiner Mutter steht.

Farner dachte bescheiden über menschliches Wissen. Voraussagen der Zukunft stimmten ihn skeptisch. Ich sehe vor mir Studenten der Bundesrepublik in überfüllten Hörsälen, anfangs der siebziger Jahre. Sie bestürmen Farner mit derartigen Fragen. Gelassen antwortet er oft mit einem einfachen: «Wir wissen es nicht, wir müssen es vorläufig offen lassen.» Halb enttäuscht, halb amüsiert gaben sie ihm den Spitznamen *«Doktor Offenlassen»*.

Wie oft sagte er mir: «Ihr Christen habt es gut, ihr habt einen Überbau, wieso seid ihr nicht stärker, gewisser? Ich muss mich allein auf den Menschen verlassen.»[9] Wie stark der Verlass auf diesen sei, wusste er nüchtern abzuschätzen. Und trotzdem liebte er diesen Menschen, seine Darstellung in der Kunstgeschichte hat er oft gewürdigt, bei Daumier, Hodler, Rembrandt und anderen. Am meisten rührte ihn vielleicht die *Hilflosigkeit des wahren Menschen*. Der glänzende Rhetoriker und starke Kämpfer Farner wusste, dass er der Wahrheit nicht am nächsten stand, dass diese eher bei den von Goya gezeichneten Misshandelten und Entrechteten zu finden war, oder bei dem in seine Rolle gesteckten und lächerlich gemachten Clown Gilles auf dem Bild von Antoine Watteau. Zu diesem für sein Leben wesentlichen Bild schrieb er mir Worte von Simone Weil: «Nur wer auf dieser Welt bis in die letzten Tiefen der Demütigung gefallen ist, viel tiefer noch als ein Bettler, nur wer nicht nur jeder sozialen Anerkennung bar ist, sondern sogar der elementarsten menschlichen Würde: der Vernunft – nur der vermag tatsächlich die Wahrheit zu sagen.»

Man könnte vielleicht sagen, dass Farners offenes Fragen möglich wurde durch seine Selbstgewissheit in der Welt (zu der auch die Metaphysik gehört). Zugleich aber trieb ihn das Bewusstsein seiner Begrenztheit dazu, weiter zu fragen, weiter zu suchen, sich neuen Horizonten zu öffnen.

Die Grosse Hoffnung

Bekanntlich stand über Konrad Farners Haustür ein Schild mit der Aufschrift «Die Grosse Hoffnung». Als ich es zum erstenmal sah, empfand ich es als etwas theatralisch. Hoffnung ist ja an sich ein grosses Wort, warum es noch verstärken und plakativ über die alltägliche Haustür setzen? Erst allmählich begriff ich, dass Farner damit einem *radikalen Lebensprinzip* Ausdruck gab, dem Grössten, was er neben der Liebe kannte. In seinem grundlegenden Buch

«Theologie des Kommunismus?» nimmt dieses Thema einen Hauptteil ein.

Farners Hoffnung bezog sich auf die *Praxis der Menschen* (welche metaphysische Erfahrungen ausdrücklich miteinschliesst). Die Hoffnung wird nicht von ausserirdischen Weltenlenkern gestiftet, sondern strahlt aus von menschlichem Tun. Farner glaubte nicht an Christus als Sohn Gottes, aber die Praxis des Menschensohnes Jesus war für ihn ungeheuer hoffnungstiftend.

In der bereits mehrmals erwähnten *Wallfahrtskirche Hergiswald* bestaunte er immer wieder ergriffen eine drastische symbolische Darstellung der Übertragung der Menschenliebe des Heilandes auf den zwölf Jahrhunderte später lebenden Franziskus von Assisi: Auf einem Querbalken des Kirchenschiffes steht das Bild des Gekreuzigten, mit den Flügeln eines Seraphs bedeckt. Auf einer Sakramentskapelle an der rechten Aussenwand der Kirche kniet Franziskus, die offenen Arme gegen Jesus ausgestreckt. Von den Wundmalen des Gekreuzigten gehen glänzende Schnüre längs des Kirchenschiffs hinüber zu Franziskus. Farner gefielen vor allem die durch das Kirchenschiff gespannten Schnüre zwischen zwei Menschen als sinnliches Zeichen dafür, wie sich die Praxis eines Menschen als Hoffnung real auf einen andern Menschen übertragen kann – über Jahrhunderte hinweg. Ausgehend von seiner Überzeugung, dass die Welt verändert wird durch den Menschen als Werk-Wahrheit, ging er der Geschichte der Utopie, der Paradies-Erwartung, der Reich-Gottes-Idee nach, insofern sie aus der Werk-Wahrheit, meistens im Volk, entstanden war.

Für Farner waren diese Schnüre in der Kirche etwas ganz Reales: Er wusste, dass Hoffnung sich von der Hoffnung anderer Menschen nährt. Ermutigung, die aus ihren Taten entsteht, gehörte für ihn zum konkreten, unverzichtbaren Weltinhalt. Auch die adventliche Hoffnung der sozial aktiven schwäbischen Pietisten und ihre Naherwartung des Reiches Gottes tat er nicht ab. In seiner «Theologie des Kommunismus?» erwähnte er, dass der Chiliasmus (Glaube an die Wiederkehr Christi und ein tausendjähriges Gottesreich der Gerechtigkeit und Liebe auf Erden) bei *Blumhardt Vater* dermassen stark ausgeprägt war, dass in dessen Heimstätte Bad Boll bei Stuttgart Tag und Nacht eine weisse Kutsche bereit stand, um mit Schimmeln Christus, wenn dieser erschiene, feierlich als Messias heimzuholen. Ein so konkretes Hoffen darauf, dass einer kommt, der mithelfen wird, Friede und Gerechtigkeit auf Erden zu verwirklichen, scheint völlig unrealistisch. Farner aber meinte dazu: «Blumhardts Schimmelkutsche ist die denkbar grösste Antithese zur Vermaterialisierung des pseudochristlichen Bürger-Menschen; sie ist alles, nur keine lächerliche Sache. Sie ist stärkster Glaube; nicht von ungefähr kommt es, dass einer der bedeutendsten Schweizer unseres Jahrhunderts, Leonhard Ragaz, von Blumhardt Vater und Blumhardt Sohn herkommt, Ragaz, der wiederum Advent und Revolution verbindet.»[10]

Die *Verbindung von Advent und Revolution* ist für Farner evident. Mit der Grossen Hoffnung konnte er den Zerfall von Institutionen, Organisationen, Parteien und Bewegungen, aber auch die persönliche Anfeindung und Kaltstellung bestehen, ohne in eine Weltuntergangstimmung zu geraten.

In der Toscana befindet sich die Ruine einer Abtei (San Galgano), bestehend aus einigen Säulen und einem einfachen Steintisch als Überrest eines Hochaltars. In seiner Erzählung *«Der Steintisch»* schreibt Farner dazu: «Von der kirchlichen Herrlichkeit, die vordem hier zu Hause war, zu Hause im Hause Gottes, bleibt nichts als Mauerrest und Gras. Die Institution, als ‚Ewiges Bauwerk' errichtet, hat ihre Ewigkeit verloren, und geblieben ist bloss die Fruchtbarkeit der Natur und die mühselige Arbeit des werkenden Menschen rings auf den Feldern... Was ist mit dem ‚Jenseits' geschehen? Ist es ausgewandert, verstorben, ist es zu Asche geworden im Brand der Zeiten? Oder ist es vorhanden als leere Mauer, die nichts mehr zu bergen, zum dachlosen Gebäude, das nichts mehr zu schützen hat?... Ich selber kann hier nicht mitreden, weil ich den Glauben an einen Gott nicht besitze, nur den Glauben an die Liebe, weil mir ein einfacher Steintisch genügt, und ich keine Angst habe vor Verlust, gemeint Verlust an Macht und Sichtbarkeit, eben an Institution, sei es die einer Kirche oder die einer Partei. Die Prophetie steht für mich als Marxisten

ausserhalb jeder Institution, sie begnügt sich mit dem Steintisch unter dem freien Himmel... Ich weiss nur, dass der Steintisch genügt, der Steintisch ohne Altar, ohne fertiges Haus, ohne schützendes Dach, eben der blosse Steintisch; dieser Steintisch zu San Galgano, sicherlich als der alten Herrlichkeit Ende, vielleicht als der neuen Herrlichkeit Anfang.»[11]

Wir stehen heute an einem Zeiten-Übergang und sehen, «dass die alte Herrlichkeit zu Ende geht». Farner rettet für uns symbolhaft die Zeichen der Hoffnung in die Ungewissheit der neuen Zeit hinüber. Farners Predigt an uns Christen ist für mich zuallererst eine Predigt zur *Befreiung von unserer Hoffnungs- und Liebesarmut.* Wenn wir in diesem Jahr uns zum Thema «Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung» auseinandersetzen, brauchen wir Farners Radikalität in der Hoffnung auf den Menschen, in einer Hoffnung, die auch die Metaphysik miteinbezieht. Wie Tobias mit dem Fisch, eine Gestalt, mit der sich Farner identifizierte, gehorchte er dem Ruf des Engels: «Packe den Fisch».

Angesichts von Problemen der Atom- und Gentechnologie, der Verelendung der Dritten Welt, der vermutlich durch Menschen verursachten Erwärmung der Erdatmosphäre und was sonst noch alles für Katastrophen uns heute bedrohen, würde er wohl sagen: «Hoffnung auf den Menschen: jetzt erst recht, denn es bleibt uns nichts anderes. Christen mögen hinzufügen, was sie an Überbau hinzuzufügen haben.»

1 Brief an Franz Keller, 13. Dezember 1956, zitiert in: «drehpunkt», Dezember 1974.
2 Konrad Farner: Marxistisches Salz für christliche Erde – Christliches Salz für marxistische Erde, Polis 44, Zürich 1971, S. 29.
3 Zitiert an der Matinée des Neumarkttheaters, 20. November 1988, Zürich.
4 Brief an Franz Keller, a.a.O.
5 Persönlicher Brief an J. G.-B.
6 Konrad Farner, Marxistisches Salz..., Vorspruch zum Buch.
7 Persönlicher Brief an J. G.-B.
8 Heinz Rothenbühler, Der Barfussmessias, Jesus und seine Antwort auf das Hosiannah der Geringen, ein Beitrag zum Gespräch zwischen Christen und Marxisten, Biel 1976, S. 37–39.
9 Persönlicher Brief an J. G.-B.
10 Konrad Farner, Theologie des Kommunismus?, Frankfurt 1969, S. 298.
11 Konrad Farner, Marxistisches Salz..., S. 68–70.

■

Die Grosse Hoffnung ist nur teilweise gegenwärtige Wirklichkeit; zum Teil schreitet sie immer der Gegenwart voraus, wie denn auch der Begriff «Hoffnung» etwas ist, das nicht nur das Heute, sondern auch das Morgen enthält. Die marxistische Grosse Hoffnung steht seit einigen Generationen am Beginn des Versuchs, diese Hoffnung, was die jeweilige Gegenwart betrifft, zu verwirklichen – mehr nicht. Und dieses «mehr nicht» nötigt die Marxisten, ihre Überheblichkeit, die sie nicht selten an den Tag legen, zu mässigen, ihre Monopolisierung der Weltänderung abzubauen. Aber das alles genügt noch nicht, um das Vertrauen, das sie verloren oder zum Teil nie besessen, zu gewinnen. Im Gegenteil, die Marxisten müssen mehr tun, als nur ihre Grosse Hoffnung mit steigender Gewährung von politischen und sozialen Freiheitsrechten, mit vermehrter Einbeziehung des modernen Menschen in die Gemeinschaft zu unterstreichen – denn das versuchen die Bürger ebenfalls. Nein, die Marxisten müssen radikal ihre Revolution ausdehnen auf eine Sozialethik, die die Individualethik nicht aufhebt, sondern erweitert – denn das vermögen die Bürger nicht.

(Konrad Farner, Theologie des Kommunismus?, 2. Auflage, Zürich 1985, S. 328)